

# **Der Bahnhofsbub**

## **von**

# **Klaus Scholz**

*Eine turbulente Familienchronik aus der Rheingauer Nachkriegszeit*

*Kindheitserlebnisse um einen Bahnhof zwischen Weinbergen und Rhein*

### **Vorbemerkung**

Als ich im Sommer 2002 mit meiner Frau Renate wieder einmal den Rheingau bereiste, kam ich am historischen Kran in Oestrich durch Zufall mit dem 79 Jahre alten Museumsaufseher Schieferstein ins Gespräch. Zu meiner großen Verblüffung konnte der mir unbekannt alte Herr sich noch sehr genau an meinen 1998 verstorbenen Vater, den Lademeister Ernst Scholz vom Bahnhof Oestrich-Winkel und an unsere Oestricher Verwandtschaft in der Nachkriegszeit erinnern.

Da kam mir zum ersten Mal der Gedanke, meine Kindheitserlebnisse, die eng mit dem Rheingau verbunden sind, niederzuschreiben.

Über diese historische Landschaft und das berühmte Weinbaugebiet ist viel geschrieben worden. Meine Aufzeichnungen jedoch zeigen die Nachkriegszeit und die fünfziger Jahre im Rheingau einmal aus einem eher ungewöhnlichen Blickwinkel. Nicht ein einheimischer Winzer erinnert sich an viele, meist heitere Geschichten, sondern ein Flüchtlingsjunge, der hier seine zweite und eigentliche Heimat gefunden hat.

### **Neue Heimat Rheingau**

Vater Ernst suchte Arbeit. Leider waren seine persönlichen Urkunden und alle Personalunterlagen der Reichsbahndirektion Breslau im Krieg verloren gegangen. So musste er sich mit einer eidesstattlichen Erklärung, dass er bereits Bahnbeamter war, im Westen wieder neu bewerben und erhielt auch seine Versetzung in den Bereich der Bundesbahndirektion Frankfurt am Main.

So zogen Papa, ich und die Großeltern Dahlke also von Passau/Bayern an seinen neuen Dienstort Bahnhof Oestrich-Winkel in die Nähe von Wiesbaden in Südhessen. Im Ort Mittelheim fanden wir erst einmal eine Notunterkunft in zwei kleinen Dachkammern in der Taunusstraße (heute Rieslingstraße) bei Freimuth.

## Mutti Cäcilie und die neue Verwandtschaft

Auf Dauer war es doch zu eng oben im „Dachjuchheh“ des Hauses in der Taunusstraße. Es kam zu Spannungen zwischen Papa und seinen Schwiegereltern. Vater wartete auf eine Dienstwohnung im Bahnhof. Aber die war noch nicht frei. Er arbeitete wieder als Ladeschaffner in der Güterabfertigung. Neben dem Bahnhof stand eine große Güterhalle und darin hatte er sein Büro.

Beinahe sechsjährig fand ich das Treiben in der Halle mit den vielen Kisten und Paketen und das Beladen der Güterwaggons sehr aufregend. Wenn an Feiertagen das Personal knapp wurde, musste Vater auch als Schrankenwärter aushelfen. Das war immer besonders toll für mich. Sein Schrankenwärterhäuschen mit dem Bahnübergang war nämlich genau schräg gegenüber unserer Wohnung in der Taunusstraße. Da durfte ich ihn immer besuchen und die Schranke von Hand hoch- und runterkurbeln, wenn Züge kamen. Und Züge kamen sehr viele auf der rechtsrheinischen Hauptstrecke zwischen Wiesbaden und Koblenz.

Vater hatte sein Einsiedlerdasein inzwischen aufgegeben und in Oestrich mit Cäcilie eine neue Frau gefunden. Bei deren Mutter, der Witwe Charlotte Lill, wurde 1947 in der Tiefengasse 2 Hochzeit gefeiert. Für einige Monate konnten wir dort unterkommen und zogen vorübergehend von Mittelheim nach Oestrich. Ich erinnere mich noch ganz genau an das alte Haus und die Menschen in der Tiefengasse am Ortsrand. Cäcilie, meine neue Mutti, wurden von allen Cilly gerufen und war eine stattliche Frau von 28 Jahren. Zu Vaters großer Erleichterung waren wir beide uns gleich sehr sympathisch. Sie versuchte sehr liebevoll mir Mutter-Ersatz zu sein.

Ihre Mutter Charlotte, meine neue Oma, wurde genau wie meine verstorbene Mama Lotte genannt. Weil aber auch noch die Urgroßmutter lebte, rief ich meine neue Omi einfach Tante Lotte. Cilly hatte noch einen jüngeren Bruder. Der hieß Karlheinz, war unverheiratet und wohnte auch noch bei seiner Mutter. Man kann sich das heute kaum mehr vorstellen. Da lebten zusammengedrängt 5 Erwachsene und 1 Kind in einer 2-Zimmer-Mansardenwohnung mit schrägen Wänden im Obergeschoß. In der Wohnküche (noch mit großem Herd, eisernen Ringen und Wasserschiff) im dunklen hinteren Teil Papa mit Cäcilie in einem großen Bett. Ganz vorn am kleinen Fenster hinter dem Küchentisch die Urgroßmutter auf dem Sofa.

Das eigentliche Schlafzimmer war gleichzeitig auch Wohnzimmer und hatte einen Tisch, vier Stühle, einen Kleiderschrank, aber nur zwei Betten. In einem Bett schlief Tante Lotte mit mir zusammen und in dem Bett auf der anderen Zimmerseite Karlheinz.

Unten im Erdgeschoß war mehr Platz. Da wohnte der Sohn aus erster Ehe des verstorbenen alten Lill. Der war jetzt der Hausbesitzer und verstand sich nicht besonders gut mit seiner Stiefmutter. Im Treppenhaus führte eine enge, dunkle Stiege in das Obergeschoß hinauf. Und vor der Wohnungstür war links, durch

einen Vorhang abgetrennt, ein Abstellraum mit allerlei Gerümpel. Überhaupt war mir das dunkle Treppenhaus immer unheimlich und wenn die Hauskatze hinter dem Vorhang etwas umstieß, dachte ich, da seien Geister.

Aber nicht nur das Treppenhaus machte mir Angst. Schlimmer noch war die Toilette, ein stinkendes Plumpsklo neben dem Hauseingang im Hof. Die Bretter vor dem „Häusel“ waren so morsch, dass ich immer fürchtete, in die Odelgrube zu fallen und auf sehr unheldenhafte Weise zu ertrinken.

Ich mochte Tante Lotte sehr. Sie hatte eine zupackende, manchmal etwas derbe Art, aber ein gutes Herz. In der schweren Zeit direkt nach dem Krieg schaffte sie es irgendwie, ihre nun größer gewordene Familie mit dem Nötigsten zu versorgen. Trotz aller Bemühungen gab es an manchen Tagen nur eine dünne Brennesselsuppe zu essen. Die Brennesseln hatte sie zuvor am Bahndamm „geerntet“ und aufmunternd bei Tisch gesagt: „Stellt euch nicht so an, die Suppe ist gesund und schmeckt wie Spinat!“ Wenn sie nachmittags die Klassenzimmer der Oestricher Volksschule putzen ging, nahm mich Tante Lotte oft mit. Ich half ihr dann bei der Arbeit, nahm Handfeger und Kehrschaufel und fegte besonders eifrig unter den Schulbänken herum. Denn da lag manchmal ein in Butterbrotpapier eingewickeltes Pausenbrot, das ein Schüler vergessen hatte. Hungrig verschlang ich es gleich im Klassenraum.

In der Nähe der Tiefengasse führte unter der Bahnstrecke eine Fußgänger-Unterführung mit Treppen hindurch. Unten im Durchgang spielte ich mit anderen Buben Fußball mit alten Blechbüchsen. Auf dem Betonfußboden schepperte es nämlich schön laut. Einmal traf mich eine verrostete Blechdose voll am Kopf und riss die Haut auf der Stirn auf. Erst dachte ich, das ist nur ein Kratzer und Jungs müssen hart sein. Aber die ganze Stirnhaut entzündete sich und mein Kopf schwoll stark an. Als Mutti Cilly mit mir zum Arzt ging, meinte der, es sei höchste Zeit, dass wir kämen. Inzwischen hatte sich nämlich eine lebensgefährliche Wundinfektion entwickelt. Der Arzt gab mir Penicillin-Spritzen und nach bangen Tagen des Wartens ging die Infektion schließlich zurück. Aber eine ein Zentimeter lange Narbe mitten auf der Stirn blieb zurück bis auf den heutigen Tag.

Eines Tages herrschte in der Tiefengasse große Aufregung. Eine sensationelle Nachricht verbreitete sich schnell im ganzen Ortsteil: Die haben Besuch aus Amerika! Und tatsächlich fuhr ein großer Ami-Schlitten mit entfernten Verwandten von Tante Lotte vor. Das Riesenauto zog mich so in seinen Bann, dass ich mir die Namen der Leute, die deutsch mit amerikanischem Akzent sprachen, gar nicht gemerkt habe. Natürlich brachten die auch Geschenke für uns arme Schlucker mit. Ich erinnere mich besonders an bunte amerikanische Hemden mit großen Krägen und modische Hosen und Mäntel. Kinderkleidung war nicht dabei, aber das machte nichts, denn Tante Lotte nähte für mich passende Sachen daraus.

Heute nehme ich an, die Verwandten waren vor dem Krieg in die USA ausgewandert und konnten jetzt endlich ihre alte Heimat (und was davon noch übrig war) wieder besuchen. Den Wagen werden sie sich wohl in Wiesbaden oder Frankfurt geliehen haben. Jedenfalls stieg damals unser Ansehen in der Nachbarschaft gewaltig, als der Deutsch-Ami Tante Lotte, Mutti und mich in seinem Superauto durch die Gegend kutscherte. Leider habe ich später nie wieder etwas von Tante Lottes amerikanischer Verwandtschaft gehört. Schade.

### Umzug in den Bahnhof

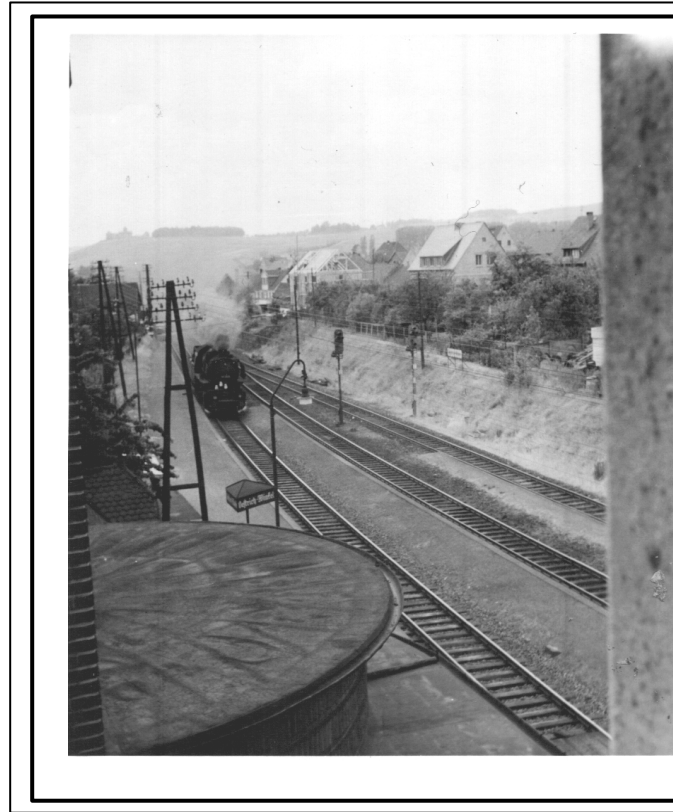
Endlich wurde die Dienstwohnung im Bahnhof Oestrich-Winkel frei und wir konnten dort einziehen. Sie lag zwar auch wieder oben im Dachgeschoß, aber immerhin hatten wir jetzt mehr Platz zur Verfügung. Ich hatte sogar ein eigenes Kinderzimmer, ein unerhörter Luxus bei der Wohnungsknappheit nach dem Krieg. Außerdem gab es eine Wohnküche und das Eltern-Schlafzimmer. Die Toilette war außerhalb der Wohnung auf dem Flur und musste mit Nachbar-Familie Frischauf geteilt werden.

Und noch eine seltsame Besonderheit hatte die Wohnung. Im engen Flur zwischen Wohnungstür und Kinderzimmer hing eine runter klappbare Holzstiege an der Decke. Ein richtiges Monstrum und ich hatte immer Angst, dass die olle Treppe mir auf den Kopf fallen würde. Auf dieser Stiege konnte man zum Dachboden hinauf gelangen. Sie war natürlich auch wieder gemeinsam mit den Nachbarn benutzbar.

Nach damaligem Standard hatte die Küche einen einfachen Kohleherd, auch wieder mit Wasserschiff (da hatte man immer warmes Wasser, wenn geheizt wurde) und einen Spülstein mit Wasserhahn. Ein Badezimmer war natürlich eine Utopie. In der Wohnküche stand hinter dem Tisch mit zwei Stühlen ein altes Kanapee, da machte Papa immer sein Mittagsschläfchen, wenn er von der Arbeit mittags zum Essen heraufkam.

Unter den aufgeklappten Küchenschranktüren konnte ich kleiner Knirps anfangs noch durchlaufen. Später stieß ich mir oft den Kopf an. Mein Zimmer war etwas zu schmal geraten, hatte aber gleich drei kleine Fenster. Als wir 1947 einzogen, waren Fensterscheiben gerade knapp und man schnitt auch Scheibenreste zurecht und setzte zwei halbe Scheiben in den Rahmen. Da zog es natürlich heftig durch die Ritzen und besonders im Winter war es saukalt in allen Räumen, außer der Küche natürlich, denn nur die ließ sich heizen. Aber irgendwie hielten wir das aus. Man war damals nicht zimperlich. Ich bekam ins Bett immer eine Wärmflasche gegen die kalten Füße. Und wenn ich immer noch nicht einschlafen konnte, sang Papa mir mit seiner schönen Stimme etwas vor. Mein Lieblingslied war: „Ein Soldat am Wolgastrand“ aus der Operette Zarewitsch.

Besonders aufregend für mich war, dass man von meinen Fenstern einen tollen Blick auf den Zugverkehr und den stets lebhaften Betrieb um den Bahnhof hatte. Die Züge donnerten nur wenige Meter entfernt vorbei und dann wackelte immer das ganze Geschirr im Schrank. Zum Schrecken von Mutti Cilly stießen die großen Dampflokomotiven oft große Qualmwolken aus und wir mussten dann blitzschnell die Fenster schließen. Wehe, wir vergaßen es. Dann lag überall schwarzer Ruß!



Ich gewöhnte mich derart an das Rattern der Züge, dass dieses vertraute Geräusch bei Gewittern im Sommer mich eher beruhigte und einschlafen ließ. Außer dem Qualm der Lokomotiven drohte von Güterzügen auch noch manch andere Unannehmlichkeit. An einem Sommertag waren die Fenster weit offen und entsetzlicher Gestank strömte in die Wohnung. Ein Güterzug hatte vom Stellwerk keine freie Fahrt erhalten und musste am Bahnhof anhalten. Ich schaute von meinem Fenster genau in offene Waggons hinab, aus denen der Gestank kam. Der Anblick war so grauenhaft, dass ich zu würgen anfing und Mutti herbeirief. Wir beide schauten entsetzt auf Haufen blutiger vermutlich Tierknochen, auf denen wegen der Sommerhitze eine dicke Schicht weißer Maden krabbelte. Papa meinte abends dazu: „Die Knochen waren sicher für eine Firma in Wiesbaden bestimmt, die machen Seife daraus.“

## Einschulung



Staatliche oder kirchliche Kindergärten waren in den ersten Nachkriegsjahren noch nicht wieder organisiert. Unter amerikanischer Militärverwaltung war man froh, wenigstens den Schulbetrieb wieder aufnehmen zu können. Die kleine Volksschule in Mittelheim wurde wieder hergerichtet und mein erster Schultag war im Herbst 1947. Das sollte ein so genanntes Übergangsjahr sein, denn später begann in Hessen das Schuljahr nach Ostern.

Der kleine Klaus hatte sogar eine selbst gebastelte Schultüte. Aber da war nicht viel drin, nur ein paar Plätzchen. Und einen gebrauchten Schulranzen mit einer Schiefertafel. An der Tafel war ein Lappen zum Abwischen mit einer Schnur befestigt, der lustig baumelnd aus dem Ranzen hing. Die ersten Buchstaben übten wir noch mit ganz harten, dünnen Griffeln, die kratzten und quietschten fürchterlich auf der Tafel. Erst später gab es Schreibgriffel mit weichen Minen, die wie Bleistifte aussahen.

Unsere „Zwergschule“ hatte nur zwei große Klassenzimmer für insgesamt ca. 70-80 Schüler. Unsere Lehrerin Fräulein Philipp unterrichtete das erste bis vierte Schuljahr mit 41 Kindern unten im Erdgeschoß. Im 1.Stock versuchte Lehrer Rudolf Rosensprung, den „Großen“ des 5. bis 8. Schuljahrs etwas beizubringen. Mein (Kriegs-)Jahrgang 1941 war mit 24 Buben und Mädchen der stärkste. Andere Jahrgänge hatten teilweise nur zwei oder drei Schüler. Wie die Lehrer damals gleichzeitig unterschiedlich alte Schüler, bei unterschiedlichem Lehrstoff, mit einigem Erfolg unterrichten konnten, erscheint heute unglaublich.

Es ging anscheinend nur mit großer Disziplin. Jedenfalls erinnere ich mich, dass Fräulein Philipp, eine junge, dunkelhaarige Frau nicht lange fackelte und zum Stock griff, wenn jemand nicht spurte. Wenn das Strafgericht drohte, mussten sich die Buben über die erste Bank beugen und es gab ein paar Hiebe auf den Hintern. Wir Jungs konnten immerhin Gegenmaßnahmen ergreifen und kurz vor der „Exekution“ noch schnell Kleidungsstücke in die Hose stopfen. Die armen Mädchen aber bekamen die Schläge auf die Hände. Das war schmerzhafter und dagegen ließ sich auch nichts machen. Am häufigsten wurden jedoch wir Buben verprügelt. Aber es wurde nicht nur geprügelt, sondern trotz schwieriger Umstände auch etwas gelernt.

Fräulein Philipp heiratete und verließ nach zwei Jahren Mittelheim. Lehrer Bruno Buhl übernahm als dienstältester Lehrer die Volksschule Mittelheim und wurde gleichzeitig mein Klassenlehrer. Auch er war streng, aber gerecht und brauchte keinen Stock. Dafür verteilte er mit seinen langen, knöchigen Fingern hin und wieder Ohrfeigen an uns Lausebengels. Ich kapierte leicht und wurde einer seiner besten Schüler. Das brachte mir besondere Privilegien ein und ich durfte zum Beispiel für den starken Raucher in den Pausen immer Zigaretten holen.

### Lehrer Buhl und die Grundschulzeit

Im Winter mussten die Öfen in den beiden Klassenzimmern schon vor Unterrichtsbeginn vorgeheizt werden. Dazu teilte Buhl planmäßig größere Buben ein, die frühzeitig in die Schule kommen und einheizen sollten. Da wenig Heizmaterial und Geld zur Verfügung standen, sollten die Bauernsöhne möglichst etwas Heizmaterial mitbringen. Manchmal war aber „Sabotage“ im Spiel. Wenn feuchtes Holz aufgelegt wurde, zogen dichte Qualmwolken durch die Klasse und zu unserer Freude musste der Unterrichtsbeginn verschoben werden.

Durch den dauernden Umgang mit einheimischen Kindern, lernte ich ziemlich rasch die Rheingauer Mundart. Vater Ernst und Mutti Cilly (die eigentlich aus dem Hunsrück stammte) sprachen daheim mit mir nur hochdeutsch. Das war besonders im Deutschunterricht ein großer Vorteil für mich. Denn viele der einheimischen Kinder konnten nur hessisch „babbeln“ und machten daher häufig Fehler in Diktaten.

Den Religionsunterricht für die Katholiken – und das waren fast alle Schüler –, erteilte der Pfarrer der altehrwürdigen St. Aegidius Basilika höchst persönlich. Für uns evangelische Schüler (ich glaube wir waren höchstens fünf), hatte die Mittelheimer Schule keinen eigenen Religionslehrer. Uns mutete man einfach zu, in die Winkeler Volksschule zu Fuß zu gehen. Anfangs liefen wir auch brav

unten am Rheinuferweg dorthin, später schwänzte ich immer öfter den Unterricht und spielte lieber auf den Rheinwiesen.

Besonders in der 4.Klasse glänzte ich derart häufig durch Abwesenheit, dass drohendes Unheil auf mich zukam. Der Winkeler Lehrer wusste nämlich nicht, welche Zeugnisnote er für den „unbekannten“ Schüler Scholz telefonisch an Lehrer Buhl durchgeben sollte. Zu meinem großen Glück wurde die Angelegenheit dank Buhls Fürsprache für mich nicht weiter verfolgt. Die beiden Lehrer einigten sich darauf, dass im Zeugnis, anstatt der Note einfach ein Strich gemacht wurde. Ich war Buhl dafür sehr dankbar, denn bei einer Untersuchung durch die Schulbehörde hätte ich den geplanten Übertritt ins Gymnasium erst mal vergessen können.

Der gute Buhl war auch sonst sehr rührig. In den letzten beiden Jahren meiner Grundschulzeit, jeweils vor Weihnachten 1950 und 1951 führten wir unter seiner Regie Theaterstücke vor Publikum auf. Wochenlang vorher übten wir unsere Texte und probten 1950 im Gasthof „Bohnesupp“, im nächsten Jahr im großen Saal der „Rheinterrassen Ruthmann“, wo man provisorische Bühnen aufgebaut hatte. Ich bekam jeweils eine der Hauptrollen und hatte besonders viel auswendig zu lernen. An die Stücke kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber seltsamerweise nach über 50 Jahren noch an die erste Zeile meines Textes im 1951er Stück. Ich trat aufgeregt auf die Bühne, schaute auf die große Zuschauerschar und begann: „Ei kieke da, was ist da für ein schönes Vögelchen.“

Buhl gründete auch den Heimat-, Verkehrs- und Verschönerungsverein und legte mit seinen Schülern schöne Grünanlagen beim Tempelchen und auf den Rheinwiesen daneben an. Leider fielen die Anlagen später weitgehend der neuen Umgehungsstraße zum Opfer. Aber die von ihm errichteten Bänke direkt am Rheinufer mit ihren rotbraunen Steinsockeln stehen heute noch.

In seinen späten Jahren nach der Pensionierung erwarb er sich große Verdienste um die Erforschung der Kirchengeschichte von St. Aegidius.

Zu meinem Kummer saß dieser gesellige Mensch aber oft abends in einer Skatrunde mit meinem Vater zusammen. Auf diese Weise war Papa immer genau über meine Schandtaten in der Schule im Bilde.

## Der Bahnhof - mein Zuhause

Unser Bahnhof lag auf einer Anhöhe über dem Rhein und man hatte von unserer Wohnung im 2.Stock den großen Überblick wie auf einem Feldherrnhügel. Nach Norden das Bahngelände mit den Gleisen, gleich daneben das große Betonwerk Maus & Co.. Nach Westen schweifte der Blick über die enge Haupt- oder



Rheingaustraße, das alte spätgotische Mittelheimer Rathaus zum Nachbarort Winkel. Dahinter in der Ferne sah man auf einem Hügel Schloss Johannisberg. Wenn ich nach Süden und Osten über das Hotel Ruthmann und die Weinberge hinunter zum Rhein und zum anderen Nachbarort Oestrich schauen wollte, musste ich nur übers Treppenhaus zur Toilette gehen, da waren auch Fenster.

Der Bahnhof hatte früher ein grün gestrichenes Hauptgebäude, (heute gelb) auf dessen Außenfassade noch jahrelang Einschusslöcher vom Krieg zu sehen waren. Viel später erfuhr ich, dass die Amerikaner bei ihrem Vormarsch von der anderen Rheinseite mit Artillerie geschossen haben.

An das Hauptgebäude war später ein architektonisch eigenwilliger Rundbau aus braunen Klinkersteinen angebaut worden. In diesem seltsamen Rundbau bot ein überdimensionierter Wartesaal den Bahnreisenden auf ringförmig angebrachten Holzbänken viele Sitzplätze. Ein zweigeteilter riesiger Kamin überragte das Flachdach des Rundbaues. Dieses Monstrum von einem Kamin diente der damals modernen Zentralheizung im Keller. Die heizte aber nur die unteren Diensträume und den Wartesaal. Wir oben im 2.Stock hatten leider nichts von der schönen Zentralwärme. Wir mussten uns selbst Kohlen für unseren Küchenherd besorgen.

Wenn ich aus der Schule kam, musste ich wie die Bahnreisenden erst durch die große Glastür in die Eingangshalle gehen. Gleich links in der Halle war dann unsere Haustür mit dem Schild „Privat“ sowie Namensschilder, Klingelknöpfe und Briefkästen. Außer uns wohnten noch zwei Familien hinter dem Schild Privat. Im ersten Stock hatte Papas Chef der Bahnhofsvorsteher Gröger eine großzügige Wohnung. Neben uns im 2.Stock wohnte Signalwart Frischauf mit Frau und drei Töchtern.

Um Mitternacht wurde die Eingangshalle vom Bahnpersonal abgeschlossen, damit die Obdachlosen nicht übernachten sollten. Wir Bewohner hatten natürlich eigene Schlüssel und wenn Vater später nach Hause kam, was durchaus häufig vorkam, musste er erst die Bahnhofshalle und dann die Haustür aufschließen. Später wurde dann im Eingangsbereich ein Kiosk gebaut. Der alte Herr Reith verkaufte dort Zeitungen, Tabakwaren, Eis, Getränke und sonstigen Schnickschnack.

Vom Treppenhaus führte eine enge, steile Treppe in den Keller hinunter. Im vorderen Teil waren die privaten Kellerräume der Mieter, weiter hinten die gemeinsame Waschküche mit Waschkessel und Trockenraum. Genau daneben und nicht besonders abgeteilt stand die große Heizungsanlage des Bahnhofs und das Koks- oder Kohlelager. Natürlich schaufelten die Eisenbahner die Kohlen in den Ofen, wie und wann es ihnen passte. Und so kam es zum Leidwesen der Hausfrauen manchmal vor, dass die gerade frisch gewaschene Wäsche gleich wieder schmutzig auf der Leine hing.

Unseren eigenen Kellerraum empfand ich als finsternes Verließ. Mir graute anfangs immer, wenn ich in den Keller geschickt wurde, um Kartoffeln oder Einmachgläser heraufzuholen. Da wir noch keinen Kühlschrank besaßen, musste ich im Sommer auch immer Butter, Margarine, Käse oder Wurst (wenn vorhanden!) in einem schwarzen, eisernen Topf dort unten kühl stellen. Damit die Mäuse nicht daran knabbern konnten, sollte ich einen Stein auf den Deckel legen. Einmal vergaß ich den Deckel zuzumachen und schon war es passiert. Die Mäuse hatten unseren kargen Vorrat aufgefressen!

Vater war ziemlich sauer, gab mir ein paar Ohrfeigen und sperrte mich zur Strafe für einige Stunden in das Verließ. Fieserweise drehte er auch noch außerhalb den Lichtschalter ab, so dass ich in der Dunkelheit zwischen Kohlen, Kartoffeln und allerlei Gerümpel saß und vor Angst schlotternd das Geraschel der Mäuse hörte.

Danach habe ich oft von dunkeln Kellern und Gespenstern geträumt.

### Spielplatz Bahnhofsgelände



Die lang gestreckte Frachtgüterhalle lag gleich neben dem Bahnhof und war meines Vaters Reich. Inzwischen zum Lademeister aufgestiegen, war er dort der leitende Beamte. Er hatte einmal dafür zu sorgen, dass angelieferte Frachtgüter („Stückgüter“) ordnungsgemäß gewogen und über eine Rampe in die nebenstehenden Waggons verladen wurden. Außerdem musste er die von Firmen bestellten Güterwagen anfordern, auf den Nebengleisen und Rampen bereitstellen lassen und nach dem Beladen für den Transport in die Zielbahnhöfe sorgen.

Für mich war das alles sehr interessant und mein gutmütiger Papa hatte nichts dagegen, wenn ich die Güterhalle und das Rangiergelände zu meinem Spielplatz machte. In der Halle standen viele Kisten und Kartons, aber auch sperrige Möbel oder neue Fahrräder mit Pappmanschetten drum herum. Auf einem nicht eingepackten, fremden Damenfahrrad lernte ich sogar im Hauptweg der Halle das Radfahren! Zwei Bahnarbeiter halfen Papa bei der Arbeit und brachten Ordnung in das Durcheinander.

Als ich 10 oder 11 Jahre alt war, kannte ich mich inzwischen so gut in der Güterabfertigung aus, dass ich eifrig mithelfen und sogar selbständig und

zuverlässig Arbeiten übernehmen konnte, wenn die Arbeiter z.B. durch Krankheit ausfielen.

Zu Beginn der fünfziger Jahre lief das westdeutsche Wirtschaftswunder langsam auf Touren. Aber noch standen sehr wenig Liefer- bzw. Lastkraftwagen zur Verfügung. Fast alle Frachtgüter wurden mit der Bahn befördert. So herrschte in Papas Reich meist Hochbetrieb. Vor allem die Weinbauern aus der Umgebung lieferten ihren Flaschenwein in Holzkisten mit Stroh verpackt in Oestrich-Winkel an.

Besonders viel zu tun gab es, wenn eine Baumschule aus Winkel einen ganzen Haufen ihrer Jungbäume, eingewickelt in Strohbällen, in der Güterhalle ablud. Die mussten alle einzeln gewogen und ihr Gewicht im Frachtbrief eingetragen werden. Ich half Papa beim Wiegen, fuhr mit der Stechkarre Pakete in die Waggon, lernte das Bugsieren von Kisten über eine Kante oder füllte mit meiner sauberen Handschrift Formulare aus.

An einen später sehr berühmten Kunden kann ich mich noch genau erinnern. Der Polsterer Siegfried Richter hatte damals einen Kleinbetrieb in Winkel und lieferte seine Polstermöbel noch persönlich mit einer Handkarre in Vaters Güterhalle an. Aus diesem Kleinbetrieb wurde Jahrzehnte später einer der größten Polstermöbel-Häuser Deutschlands.

Ich kannte die codierten Beschriftungen der verschiedenen Waggontypen auswendig. Da stand z.B. an der Außenseite ein großes G für „gedeckten“ Wagen, ein R für einen flachen so genannten Rungenwagen oder ein S für „anzuhängen an schnell fahrende Züge“ usw. Über meine Mithilfe bei der Arbeit freuten sich die Arbeiter und die anliefernden Winzer staunten und klopfen mir anerkennend auf die Schulter. Aber drüben im Hauptgebäude durfte vor allem Papas Chef Oberinspektor Gröger nichts davon wissen. Das hätte Ärger gegeben. Aber der Chef ließ sich kaum in der staubigen Güterhalle blicken und ließ meinem Vater ziemlich freie Hand.

Überhaupt unterschätzte Papa in seiner Gutmütigkeit und seinem Stolz auf seinen Buben auch manchmal die Unfallgefahr, die überall lauerte. Beim Versuch, zusammen mit einem Arbeiter eine angerostete Waggon-Schiebetür zu schließen, quetschte ich mir einmal fast einen Finger ab. Noch gefährlicher war das Spielen zwischen den Rangiergleisen oder gar das Überqueren der Hauptstrecke. Das wurde mir zwar strikt verboten, aber das Verbotene reizt bekanntlich erst richtig. Um den Weg abzukürzen rannten meine Freunde und ich regelmäßig über das Gleisbett der Hauptstrecke auf die andere Seite. Besonders reizvoll fanden wir es, wenn man schon den nahenden Zug sehen konnte. Wie durch ein Wunder geschah kein Unglück dabei. Aber ich erinnere mich an eine Situation, da wäre es beinahe geschehen. Ich stolperte über die mechanischen Signal-Stahldrähte und flog zwischen die Schienen ins Gleis. Ich sah schon einen Zug auf mich zukommen und konnte mich gerade noch

rechtzeitig aufrappeln und weglaufen. Das war knapp und diese Geschichte habe ich meinen Eltern nie erzählt!

Dann war noch etwas, was meinen Eltern und vor allem dem Bahnhofsvorsteher verborgen blieb. Vor allem dem Oberinspektor wären seine schon spärlichen Haare zu Berge gestanden. Zum Rangieren der Güterwaggons zwischen den verschiedenen Gleisen stand dem Bahnhof eine kleine Diesel-Lok zur Verfügung. Der Kleinlok-Fahrer war gleichzeitig der Rangierer und hatte viel zu tun. Er war dankbar, wenn ich ihm mit Handzeichen den Abstand zu den Waggons anzeigte. Zum Dank ließ er mich immer mit seiner Lok mitfahren. Das wäre ja noch okay, aber ich war ehrgeizig und wollte das kleine Ungetüm auch selbst fahren können. Ich beobachtete genau seine Handgriffe und als aufgewecktes Bürschchen hatte ich die Handhabung mit den verschiedenen Hebeln und Handrädern bald heraus. Hinten auf den Nebengleisen waren wir oft ungestört und der gute Mann ließ mich tatsächlich auch selbst probieren. Als er sah, dass ich Gas geben, Bremsen und am großen Handrad sogar die Gänge einlegen konnte, stellte er mich sozusagen als seinen heimlichen Gehilfen ein. Und wenn sonst niemand zusah, fuhr ich, der Bahnsohn Klaus, vorsichtig allein die Lok mit angehängten Güterwagen zur gewünschten Stelle, und er kuppelte dann die Waggons an oder ab.

Manchmal dachte ich, eigentlich könnte mir die Bundesbahn für meine vielfältigen Dienste ruhig ein Gehalt zahlen!

Als Eisenbahnerjunge musste ich selbstverständlich auch die verschiedenen Baureihen der schwarzen Dampflokomotiven kennen. Einige Beispiele: 001, oder 003 standen für Schnellzug-Loks, 024 für Personenzug-Lok, 044 oder 050 für Güterzug-Loks. Zu meinem Leidwesen hielten die Schnell- oder D-Züge nicht auf unserem Bahnhof, nur in Rüdelsheim. Die D-Zug-Loks mit ihren riesigen, roten Antriebsrädern faszinierten mich besonders. Für mich stand damals völlig außer Frage, später einmal Eisenbahner zu werden.

### Stierkampf in der Güterhalle

Eines Tages kam eine ungewöhnliche Fracht an. Ein Viehhändler und Metzger erwartete eine Lieferung mehrerer (ich schätze es waren 7 oder 8) lebender Jungtiere aus Bayern. Neugierig war ich zur Stelle und wollte mir das Ausladen der Tiere nicht entgehen lassen.

Die armen Viecher waren anscheinend direkt von der Weide in den Waggon getrieben worden und hatten eine lange Fahrt hinter sich. Der Viehhändler beriet sich mit Vater, wie er die Rinder am besten aus dem Güterwaggon in seinen Lkw verladen könnte. Außerhalb des Bahnhofs an den Ladegleisen hatte man offenbar keine geeignete Rampe dafür gefunden.

Papa riet dem Mann, der Rangierer könne den Waggon ja in das Gleis genau hinter der Güterhalle stellen und die Tiere könnten dann über eine Stahlplatte

zuerst in die Halle und dann weiter auf der anderen Seite in den Vieh-Lkw gehen.

Aber es kam ganz anders.

Als ein Arbeiter mit einem Ruck die Waggon-Schiebetür öffnete, sind die verängstigten Jungtiere in Panik geraten. Vielleicht ahnten sie auch das baldige Ende im Schlachthof. Jedenfalls galoppierte die kleine Herde in wilder Flucht aus dem Waggon in Papas Halle.

Der dicke Viehhändler und seine Gehilfen sprangen erschrocken zur Seite und auch Papa und ich gingen hinter der senkrechten Stahlplatte der Waage in Deckung. Zufällig war die Güterhalle nur halbvoll und die bayrischen Stiere hatten viel Platz, um sich nach der beengten Bahnfahrt endlich einmal auszutoben.

Das dauerte bestimmt zwanzig Minuten und niemand wagte sich den rasenden Viechern zu nähern. Ein mutiger Stierkämpfer war leider nicht zur Stelle. Die Situation wurde immer lächerlicher, als ich sah, wie der dicke Viehhändler mühsam auf eine Kiste kletterte und laut um Hilfe schrie. Aber zum Lachen war mir gar nicht zumute.

Allmählich beruhigten sich die Rinder von selbst und die Händlerburschen konnten die meisten einfangen und ihnen Stricke um den Hals legen. Aber zwei besonders wilde Rindviecher rasten weiter und fanden plötzlich einen Ausgang aus der Halle. Und zwar ausgerechnet den falschen, der über eine schmale Betonrampe am Bahnhof vorbei mitten in den Ort führte.

Die „Theatervorstellung“ ging also weiter und die Mittelheimer hatten jetzt auch etwas davon. Ich sah einen der Jungtiere durch die Hauptstraße in Richtung Rathaus davon galoppieren und zwei der Viehhändlerburschen hinterher rennen. Der andere Stier kam nicht ganz soweit. Er machte plötzlich auf der Hauptstraße kehrt und lief zurück. Aber nicht zum Bahnhof, sondern in Richtung Oestrich, zwei andere Viehhändler ihm keuchend auf den Fersen. Zum Glück war gerade kein Autoverkehr auf der Straße. Hart bedrängt, brach das Tier nach rechts aus und lief direkt in den Weinberg „Nikolaus“ hinein. Dort in den engen Zeilen verhedderte es sich, blieb stecken und konnte schließlich überwältigt werden. Inzwischen kamen auch die anderen Burschen mit dem zweiten Tier wieder am Bahnhof an.

Das war ein hartes Stück Arbeit!

Erst jetzt konnten der dicke Viehhändler, Papa und ich befreit auflachen. Und weil letztendlich alles gut gegangen war, schenkte der Händler Papa ein paar Tage später ein Paket mit Wurst.

Beim Essen kam mir der Gedanke, die Wurst könnte von den um ihre Freiheit gelaufenen Stieren stammen. Da blieb mir der Bissen fast im Halse stecken.

## Meine Freunde

Mit dem Schuleintritt gewann ich auch Freunde. Mit den einheimischen Kindern war das anfangs etwas schwierig, denn die sprachen südhessische bzw. Rheingauer Mundart. Manche Redewendungen verstand ich überhaupt nicht. Aber nicht nur das war ein Problem. Die Erwachsenen Rheingauer und damit auch ihre Sprösslinge verhielten sich erst ziemlich reserviert gegenüber uns Flüchtlingen und betrachteten uns als Eindringlinge. Aber mit der Zeit gewöhnten sich beide Seiten aneinander, was sicher auch damit zusammenhing, dass mit zunehmender Nachfrage auch mehr Arbeitskräfte gebraucht wurden.

Sicher war es kein Zufall, dass meine ersten Freunde Peter Kunath und Walter Steinbach auch Flüchtlingskinder waren. Dazu kam noch Armin Meckel, ein Sonderfall. Dessen Eltern waren nämlich Rheinschiffer, besaßen ein großes Motorfrachtschiff mit dem Namen „Georg“ und waren daher fast das ganze Jahr zwischen Holland und der Schweiz auf dem Rhein unterwegs.

Seine ersten Schuljahre verbrachte Armin - ganz sesshaft - bei seiner Großmutter, der Witwe Träupmann in der nahen Weinheimerstraße, im Volksmund

Obergasse genannt. Wenn ich da im Haus zu Gast war, genoss ich den gewissen Wohlstand, der in diesen Kreisen selbstverständlich war. Armin hatte Spielsachen wie eine elektrische Eisenbahn oder einen großen Märklin-Baukasten, von denen ich nur träumen konnte.

Wenn seine Eltern mit ihrem Schiff am Oestricher Kran anlegten, durfte ich mit meinem Freund an Bord der „Georg“ gehen. Die Schiffsleute hatten am Heck eine richtige kleine Wohnung, viel besser eingerichtet als unsere.

Ein besonderer Höhepunkt für mich war jedoch, wenn sein Onkel zu Besuch in die Obergasse kam. Das war ein großer, kräftiger Mann, Mitte dreißig. Er hatte im Krieg zwar sein linkes Bein verloren, war aber trotz seiner Krücken lebensfroh und stets zu Späßen mit uns Buben aufgelegt. Einmal bot er Armin und mir einen Superspaß. Er lieh sich ein schnelles Motorboot aus und sauste mit uns Buben im Affentempo auf dem Rhein zwischen Oestrich und Winkel herum. Ich weiß noch genau, wie ich flach auf dem Vordeck lag, und die Gischt um mich herum nur so spritzte.

Der zweite Freund Peter wohnte mit seiner Mutter, einer Kriegerwitwe, in einer kleinen Wohnung in der Rheingaustraße gleich neben dem Gasthaus „Zur Bohnesupp“. Mit ihm war ich jahrelang befreundet und wir streunten immer zu zweit oder mit anderen Buben am Bahnhof oder auf den Rheinwiesen herum. Unser gemeinsames Interesse galt Micky Maus-Heften und Dick und Doof-Filmen im Kino. Besonders über Stan Laurel und Oliver Hardy, in Deutschland Dick und Doof genannt, konnten wir uns „kaputt“ lachen. Wenn der dünne Doof nur das Gesicht verzog, brüllten wir schon los. 50 Pfennig kostete damals die Kinder- und Jugendvorstellung im Central-Theater Mittelheim am Sonntag um

15.00 Uhr. Mein Taschengeld betrug exakt diesen Betrag und reichte zwar fürs Kino. Geld für Eis, Zucker-Waffeln oder einen Mohrenkopf beim Bäcker Stalter musste ich mir von Fall zu Fall zusätzlich erbetteln. Ich weiß noch genau, wie ich einmal geheult habe, als ich das 50-Pfennig-Stück schon erhalten, aber dann irgendwie verlegt hatte. Kurz vor der Kino-Vorstellung drehten Papa, Mutti und ich die ganze Wohnung um, konnten aber das verflixte silbrige Stück nicht finden. Papa blieb hart und wollte mir ein zweites Geldstück nicht geben. Also fiel die Kino-Vorstellung leider für mich aus und Peter ging alleine hin. Tage später habe ich den „Fuffziger“ dann durch Zufall zwischen dem Schuhputzzeug wieder gefunden!

Die engste Freundschaft verband mich mit dem gleichaltrigen Walter Steinbach, der aus Asch im Sudetenland stammte. Seine Eltern hatten nach dem Krieg eine Behelfswohnung im Dachgeschoß der leer stehenden Villa Rheinhard am Ortsrand bezogen. Die leere Villa wirkte etwas unheimlich. Aber das war uns Buben nur recht und besonders der große, total verwilderte Garten dahinter mit Blick auf den Rhein, war ein idealer Abenteuerspielplatz. Mit solch prächtigem Gelände war Walter natürlich der King unter uns und hatte immer eine ganze Schar Buben um sich. Im Garten konnten wir auf Bäume klettern, von den verwahrlosten Obstbäumen Äpfel oder Birnen futtern, Höhlen in die Erde buddeln und allerlei Schabernack treiben, ohne das uns jemand dabei störte. Walters Vater war selten zu sehen, er hatte einen Job bei den Amerikanern in Wiesbaden und seine Mutter hatte genug andere Sorgen.

Am liebsten spielten wir Cowboys und Indianer und schlugen „gewaltige Schlachten“. Die Waffen wie Pfeil und Bogen, Speere, primitive Gewehre usw. schnitzten wir uns aus herumliegendem Holz oder schnitten einfach die Sträucher ab. Mit Walter als Boss wurde die Kinderbande immer dreister und überfiel einmal einen Jungen aus dem benachbarten Oestrich. Wir verschleppten den Bub in den verwilderten Garten, fesselten ihn und wollten den armen Kerl nach Indianerart martern. Aber Gott sei Dank war unsere Fesseltechnik doch nicht so ausgefeilt und der „feindliche Krieger“ konnte sich befreien und flüchten. Unser Banden-Hauptquartier befand sich in einem kleinen Raum unter dem Garagendach. Dort oben heckten wir neue Taten aus und zur Stärkung wurden geklaute Hühnereier ausgetrunken. Pfui Deibel, war das eklig!

Später zogen die Steinbachs aus diesem Bubenparadies aus und in eine Wohnung in der Weinheimerstraße (Obergasse), die ziemlich nahe unten am Rheinufer lag. Das Anwesen gehörte der bekannten Mittelheimer Familie Berg.